neren Ausführungen entwickelte systematische Ansatz zur Migrationsliteratur, der einen wichtigen Beitrag zur aktuellen Diskussion darstellt. Allen an der Migrationsliteratur und speziell an ihrem didaktischen Einsatz in einem interkulturellen Literaturunterricht interessierten Kollegen und Studenten ist der Band nachdrücklich zu empfehlen.

Deissler, Dirk:

Die entnazifizierte Sprache. Sprachpolitik und Sprachregelung in der Besatzungszeit. Frankfurt a. M.: Lang, 2004 (Vario Lingua 22). – ISBN 3-631-52722-5. 313 Seiten, € 56,90

(Manuela von Papen, London / Großbritannien)

Nur wer die letzte Zeit auf dem Mond oder im Dornröschenschlaf verbracht hat, kann tatsächlich wahrheitsgemäß behaupten, von den unzähligen Beiträgen zum Thema *60 Jahre Kriegsende* in Fernsehen, Presse und Büchern nichts mitbekommen zu haben. Alle anderen haben – so weit sie es wollten – reichlich Gelegenheit gehabt, sich in verschiedenen Ländern über eine Unmenge von Aspekten des Nationalsozialismus und des Zweiten Weltkriegs zu informieren. Aus diesem Grund ist es erstaunlich, daß es doch noch etwas zu diesem Themenbereich gibt, das etwas Neues mitzuteilen hat, einen Aspekt der *Stunde Null*, der fast immer zu kurz kommt, da er eher im stillen Kämmerchen stattfand und gewissermaßen unspektakulär und eigentlich kaum medienwirksam ist, dennoch eine ungeheure Rolle in der Gestaltung Nachkriegsdeutschlands spielte: die alliierte Sprachpolitik.

8. Mai 1945: Kriegsende in Deutschland, das NS-Regime bricht zusammen. Aber seine Sprache lebt weiter – so einfach

lassen sich 12 Jahre ›Nazi-Deutsch‹ nicht abschaffen. Während eine politische Neuordnung einsetzt, laufen in den Büros und Schulungszentren andere Prozesse ab. Jenseits der uns so vertrauten historischen Momente (Hissen der sowjetischen Flagge auf dem Reichstag, Churchill, Truman und Stalin auf der Potsdamer Konferenz, Nürnberger Prozesse, Rosinenbomber ...) setzt sich Dirk Deissler in seiner nun veröffentlichten Dissertation das Ziel, »den Diskurs der westlichen Alliierten über die deutsche Sprache zu rekonstruieren und zu beschreiben« (1). Die unmittelbare Nachkriegszeit (bis zur doppelten Staatsgründung 1949), von der Sprachgeschichtsforschung bislang eher vernachlässigt, wird in seinem Buch zum Leben erweckt und der Leser mit einer Fülle von Informationen und Entwicklungen konfrontiert und zum Nachdenken angeregt. Das Ergebnis ist ein faszinierender Beitrag zu einem Thema, das nicht nur Linguisten, sondern auch Soziologen, Medienwissenschaftlern und Historikern sehr viel zu bieten hat.

Zu den Zielen der Alliierten gehörte neben Demilitarisierung, Demontage, Dezentralisierung und Denazifizierung auch die Demokratisierung. Diese »Umerziehung« (»re-education«) war aber weit mehr als eine politische, wirtschaftliche und administrative Aufgabe. Der deutschen Sprache, als Ausdrucks- und Beeinflussungsmittel von den Nationalsozialisten jahrelang mißbraucht, wurde in der frühen Nachkriegszeit viel Aufmerksamkeit gewidmet, und Deisslers Buch untersucht, welche Vorbereitungen die westlichen Alliierten trafen, welche Methoden sie verwendeten und welche Ergebnisse sie erzielten. Die Alliierten betrieben eine aktive Sprachpolitik und wurden so zu »Normensetzer[n]« und »Normenüberwacher[n]« (17), wobei Großbritannien und Frankreich weitge-

hend dem US-amerikanischen Muster folgten.

Zum Zweck der psychologischen Kriegsführung waren schon während des Krieges US-Verwaltungsbeamte in deutscher Sprache und Landeskunde ausgebildet worden, wie auch deutsche Emigranten von der US-Militärbehörde eingesetzt wurden. US-Propagandaexperten waren gut informiert über die Methoden, mit denen die Nazis ihre Redner schulten, und spezielle Wörterbücher zum deutschen Sprachgebrauch im Nationalsozialismus wurden zusammengestellt. Die *Psychological Warfare Division* (PWD) beispielsweise entwickelte Richtlinien bezüglich Sprache und Stil, die maßgeblich für das Vorgehen der deutschen Nachkriegspresse waren.

Nach Kriegsende sollte Deutschland nicht nur politisch, sondern auch sprachlich »entnazifiziert« werden. Neben der Beseitigung/Umbenennung von NS-Vokabular im Alltag (Grußformeln, Titel etc.) umfaßte die alliierte Sprachpolitik/Sprachregelung besonders die Bereiche Presse, Rundfunk, Kultur- und Bildungspolitik (beispielsweise Schulbücher).

Obgleich alle diese Aspekte berücksichtigt werden, liegt der Schwerpunkt der Untersuchung auf Presse und Rundfunk und beschreibt die komplexen Vorgehensweisen, die deutsche Sprache vom »Übel der Nazi-Diktatur« (148) zu befreien. Sowohl Zeitungen (»Lizenzpresse«) als auch Radioprogramme unterlagen einer strengen Vor- und Nachzensur, die von sogenannten »scrutiny officers« (»Zensuroffizieren«) überwacht wurde. Akribisch beschreibt der Autor die Pressepolitik in ausgewählten Teilen der westlichen Besatzungszonen – es ist kaum zu glauben, welche Arbeit bei der sprachlichen Umerziehung geleistet wurde. Mit Hilfe von Wortlisten, Artikelauszügen, Leserbriefen und Protokollen der »scrutiny officers« erwacht diese

Entwicklung zum Leben, und es wird gezeigt, wie die westalliierte Sprachpolitik den politischen Wandel in Deutschland begleitete. Die öffentliche Sprachsensibilität ist als »eine durchaus bedeutende Errungenschaft der deutschen Demokratie« (267) zu werten. In diesem Zusammenhang ist auch zu erwähnen, daß es nicht nur darum ging, bestimmte Lexeme zu zensieren, sondern auch darum, Sprachkritik anzuregen und in allen Besatzungszonen Beiträge zu fördern, die sich kritisch mit der NS-Sprache auseinandersetzen.

Es muß dabei aber auch bemerkt werden, daß die Zensur und das Ersetzen als nationalsozialistisch empfundener Wörter teilweise zu weit ging, was an der Problematik des Wortes »Führer« belegt wird. Das Wort sollte normativ durch »Leiter« ersetzt werden, aber durch heftige Kritik und Verweise darauf, daß das Wort durchaus vor 1933 in Gebrauch war, blieben uns Komposita wie »Lokomotivleiter« erspart.

Der Autor bezieht sich auch auf verschiedene Besatzungsoffiziere, die eine herausragende Rolle in der Sprachpolitik spielten. Dazu gehörte der Schriftsteller Eugene Jolas, für den Deutsch eine »undemokratische Sprache« war, die dringend erneuerungsbedürftig war. Sein Ziel war es, »kranke Wörter« zu eliminieren und durch liberalere zu ersetzen (155). Jolas spielte beispielsweise eine große Rolle in der Sprachdemokratisierung der *Aachener Nachrichten*, die bereits vor Kriegsende in US-amerikanischer Hand war. Jolas arbeitete außerdem als »chief scrutiny officer« bei der 1945 von der amerikanischen Militäradministration gegründeten *Deutschen Allgemeinen Nachrichtenagentur* (DANA).

Gleichzeitig ist Jolas aber auch eine Schwachstelle des Buches. In der ungeheuren Material- und Informationsfülle, die Deissler präsentiert, ist der Verweis

auf Jolas nicht wirklich schlüssig. Die Verweise auf Jolas tragen nicht dazu bei, die Thematik zu vertiefen, was daran liegen mag, daß Jolas ein heute nur wenigen bekannter Autor ist. Besser wäre es, Jolas in einem separaten Buch gerecht zu werden – hier bleibt er, trotz seiner Rolle in der alliierten Sprachpolitik, eher eine Randfigur, deren gelegentliches Auftreten die Arbeit mehr verwirrt als bereichert. Unerwähnt bleibt leider die propagandistische Seite der Sprachpolitik der Westalliierten. Sicherlich ist dies nicht Ziel der Arbeit, aber die sprachlichen Veränderungen der frühen Nachkriegszeit hatten sicherlich auch eine ideologische Dimension und trugen nicht allein zur Demokratisierung Deutschlands bei, sondern ebneten auch den Weg für die Angloamerikanisierung Deutschlands. Dies sind aber eher kleinere Kritikpunkte an einem Buch, das erfolgreich die gesetzten Ziele erreicht; ein Thema dieser Komplexität kann unmöglich erschöpfend abgehandelt werden.

Faszinierend ist die Materialbreite der Untersuchung. Hauptsächlich werden jedoch Quellen aus der amerikanischen Zone untersucht, die britische und französische Zone werden eher zu Vergleichszwecken herangezogen, die sowjetische nur ansatzweise erwähnt. Das mag auf verschiedene Faktoren zurückzuführen sein, z. B. Materialbeschaffung oder mangelnde Sprachkenntnisse des Autors. Der Vollständigkeit halber wäre es sicherlich wünschenswert gewesen, auch die sowjetische Zone stärker einzubeziehen. Dennoch liefert der Schwerpunkt auf den Westzonen einen spannenden Einblick in die sprachliche *Stunde Null*. Es ist zu hoffen, daß sich andere Forscher mit der Sowjetzone und ihrer Sprachpolitik befassen, was zu aufschlußreichen Vergleichen führen könnte.

Es gibt viele positive Dinge in diesem Buch hervorzuheben. Zum einen ist es der zugängliche, teilweise wirklich spannende Stil, der es gut lesbar macht. Der Praxisbezug ist ebenfalls erfolgreich hergestellt worden. Theorie und Praxis werden nicht, wie es leider sehr oft in Dissertationen der Fall ist, betont getrennt, sondern die praktische Anwendung dient hier als Demonstration. Um ein Beispiel zu nennen: Es werden nicht nur Direktiven oder bemängelte Lexeme aufgezählt, sondern sie werden im Kontext beschrieben, z. B. *warum* sie kritisiert wurden, *womit* sie ersetzt wurden oder *welche* Konsequenzen sich daraus ergaben. Das zeigt, *daß* und *wie* Sprache lebt(e) und wie die sprachliche Besatzungspolitik den deutschen Sprachgebrauch bis zur Gegenwart beeinflusst. Hier haben wir ein sehr gutes Beispiel dafür, wie die Arbeit in Archiven erfolgreich zu einem gut lesbaren und anregenden Text verarbeitet werden kann.

Für den Leser schließen sich Lücken, über die bisher oft gar nicht nachgedacht wurde. Natürlich ist jedem klar, daß 1946 niemand in Deutschland mehr in einer Adolph-Hitler-Straße wohnte oder Zeitungen in Frakturschrift gedruckt wurden, aber *welch* ein Arbeitsaufwand dafür nötig war, wird erst hier veranschaulicht. Die Prozesse, mit denen sich das Buch befaßt, gehen auf Fragen unserer jüngsten Vergangenheit ein, die oft (zu leicht) als selbstverständlich hingenommen werden.

60 Jahre nach Kriegsende ist diese Veröffentlichung ein gelungener Beitrag zu einer sprachpolitischen Frage, die oft Gefahr läuft, zu kurz zu kommen. Dem Autor gelingt es, die sprachlichen Aspekte der frühen Nachkriegszeit anschaulich und dramatisch darzustellen. Damit wird eine Lücke im Themenkomplex »Leben in Nachkriegsdeutschland« geschlossen.